

Johann Nepomuk von Ringseis (1785–1880)

Arzt und Professor

von

Alexander Loichinger

Johann Nepomuk von Ringseis, mit seinem Namen verbindet sich viel. Das rührt einmal von seiner vielseitigen und markanten Persönlichkeit her, dann auch von seiner Stellung, die er vor allem als persönlicher und lebenslanger Freund König Ludwigs I. von Bayern hatte, nicht zuletzt aber von seiner langen Lebenszeit. Ringseis wurde 95 Jahre alt und erlebte so fast das ganze 19. Jahrhundert mit seinen Umbrüchen und Entwicklungen bewußt mit. Dabei war er zunächst selber von manchem hin und her gerissen, griff aber später, nachdem er seinen eigenen Standpunkt gefunden hatte, konsequent in alles ein. Prinzipien- und Wahrheitstreue, so könnte man sein Lebensmotto umschreiben. Freilich blieb sein Wirken vornehmlich auf Bayern und hier insbesondere auf München beschränkt, lief sein größter Einfluß über König Ludwig I.

Ringseis stammte aus der Oberpfalz. Er wurde am 16. Mai 1785 in Schwarzhofen geboren, als erstes Kind von insgesamt zehn Geschwistern, von denen fünf schon im Kindesalter starben. Sein Vater war der Wirt „Zum goldenen Stern“ und als redlicher Geschäftsmann hoch angesehen. Er starb sehr früh und die Mutter heiratete noch einmal. Aber solche grundsätzliche Redlichkeit der Gesinnung ging wohl als spezifisch elterliches Erbeil auch auf Ringseis über. Jedenfalls zeichnete sie ihn lebenslang aus.

Den ersten höheren Schulunterricht bekam Ringseis, wie das üblich war, vom Pfarrer. Mit neun Jahren schickte man ihn dann in die Klosterschule der Zisterzienser in Walderbach und zwei Jahre später, 1797, auf das Gymnasium und Lyzeum in Amberg. Sieben Jahre lang wohnte Ringseis im dortigen Studienseminar. Und so verwundert es nicht, daß er sich auch der aufgeklärten Geistigkeit, in der dort erzogen und unterrichtet wurde, anschloß und zwar mit einer gewissen Begeisterung. Das entsprach seiner offenen Bildsamkeit, die für ihn typisch ist und aufgrund der er sein ganzes Leben lang bereit war, zu lernen und aufzunehmen. Gewiß gründete auch hier später der von allen Freunden bestätigte Eindruck, Ringseis altere nicht, sondern bleibe stets gleich jung und aufgeschlossen. Freilich verfestigte sich später vieles. Aber es blieb diese grundsätzliche Offenheit und Interessiertheit für alles und jedes.

Allerdings spielt hier wesentlich noch ein anderes mit: Ringseis' begeisterungsfähiges, feuriges Temperament, mit dem er alles aufgriff. Wohl das machte auch noch im fortgeschrittenen Alter den Eindruck des jung Gebliebenen an ihm aus. Zweifellos hatte Ringseis Feuer im Gemüt. Er glitt damit aber nie ins Ungebändigte ab. Als er aber im Herbst 1805 nach Landshut an die Universität gegangen war, um Medizin zu studieren, ließ er sich hier in dieser zunächst seltsam aus Aufklärung, katholischer Restauration und Romantik gemischten geistigen Atmosphäre zu ungehemmten patriotischen Gedichten hinreißen, von denen mehrere, durch Achim von Arnim in der „Zeitung für Einsiedler“ gedruckt, für einige Bewegung sorgten. Aus diesen Gedich-

ten sprach Ringseis' ganzes Nationalgefühl für Bayern. Freilich schlug er darin keinen anderen Ton an als viele mit ihm. Alles entsprach einer Stimmung der Zeit. Und wenn hier auch die Wogen hoch gingen, so hatte das für ihn selber keine weiteren Konsequenzen.

Immerhin aber brachte ihm das Ganze neue Freundschaften ein: mit Clemens Brentano und durch ihn mit Savigny. Denn als Brentano nach Landshut kam und den Schreiber solcher Gedichte kennenlernen wollte, führte er ihn auch bei Savigny vor, der mit seiner Schwester Gunda verheiratet war. Auch Bettine Brentano lernte er dort kennen. Von ihr stammt die treffende, freilich ganz in romantischem Pathos gesprochene Schilderung des nun 25jährigen Ringseis. Goethe beschrieb sie das Landshuter Leben und nannte dabei auch Ringseis, der ein Gesicht habe „wie aus Stahl gegossen: alte Ritterphysiognomie, kleinen scharfen Mund mit schwarzen Schnautzbart, Augen, aus denen die Funken fahren, in seiner Brust hämmerts wie in einer Schmiede; er will oft vor Begeisterung zerspringen, ist dabei voll Sanftmuth –“.

Allerdings war Savigny Jurist. Ringseis hatte mit ihm also studienhalber nichts zu tun. Aber der Eintritt in den Savignyschen Freundeskreis war für ihn persönlich von größtem Gewinn. Er selber nannte es in seinen Erinnerungen die zweite Epoche seines Landshuter Lebens. Denn hier begegnete er Schenk, Gumpfenberg, Seinsheim, den Brüdern Wallerstein und Freyberg, den Tirolern Dipauli, Kleinmeyer und anderen, mit denen ihn auch später Freundschaft und Gesinnungsgleichheit verband. Hier empfing er auch vielfache Anregung, vor allem auf dem Gebiet der Kunst, der Literatur, gerade auch der zeitgenössischen – gerade waren Goethes Wahlverwandtschaften erschienen –, auch der Malerei, die das Nazarenerideal auszuprägen begann.

Die Landshuter Universität zeigte in diesen Jahren ihre Blütezeit. In der Auseinandersetzung mit der rationalistischen Aufklärung setzte sich schließlich das katholische Geistesprinzip durch. Hier wirkte vor allem Sailer mit. Dabei gingen die Parteien quer durch alle Fakultäten. Savigny aber gehörte zu Sailer's besten Freunden. So herrschte auch in beider Freundeskreis dieselbe Grundhaltung. Die Ungezwungenheit, mit der Professoren und Studenten einander begegneten, war in Landshut einzigartig. Bekannt sind die täglichen Abendgesellschaften bei Sailer, wo neben den Professoren auch alle Studenten, gleich welcher Fakultät, Zugang hatten. Und als Savigny im Mai 1810 Landshut verließ, packten die Studenten seine Bibliothek ein und beförderten die Kisten mittels eines Flaschenzuges durchs Fenster in den unten stehenden Wagen. Sie taten das aus höchster Verehrung für ihren Lehrer, aber eben nicht einer bloß respektvollen, sondern freundschaftlich begeisterten. Dazu wanderten viele Savigny nach Salzburg voraus, um ihn noch einmal zu sehen; mehrere begleiteten ihn direkt zu Wagen, unter ihnen Ringseis zusammen mit Bettine Brentano.

Freilich entsprach hier vieles dem Geselligkeitsempfinden der Zeit. Aber zugleich war in Landshut doch mehr gegeben als das Übliche und Selbstverständliche. Savigny und Sailer waren hier zwei Mittelpunkte; Sailer noch mehr als Savigny, weil er volle zwei Jahrzehnte in Landshut war. Nur so war auch der Aufschwung der sogenannten Landshuter Romantik möglich. Sailer prägte die meisten Studierenden, unter ihnen auch Kronprinz Ludwig, lebenslang, insbesondere was die religiös-weltanschauliche Haltung betraf. Aus diesem gemeinsamen Nährboden erwuchs die Bewegung der katholischen Restauration, die unter Ludwig I. dann konsequent auch in politisches Handeln umgesetzt wurde. Wieder kam hier Sailer ein uneingeschränktes Verdienst zu. Der Kraft seiner Persönlichkeit konnte sich auch Ringseis nicht entziehen. Er ging bei Sailer aus und ein und rückte schließlich von seiner aufgeklärten, religiös liberalen Gesinnung ab. Selber schrieb er über diese Wende, er habe sich mit Freunden in den

Unglauben hinein und unter dem Einfluß Sailers wieder herausphilosophiert. In der rückblickenden Erinnerung klingt das recht harmlos. In Wirklichkeit ging es um das religiös-kirchliche Lebensbekenntnis, an dem Ringseis dann lebenslang festhielt.

Auch die medizinische Fakultät war mit ausgezeichneten Männern besetzt, Fuchs, Tiedemann, Walther und Röschlaub, bei dem Ringseis seit Sommersemester 1807 Assistent im Städtischen Krankenhaus war. Während der Semesterferien praktizierte er immer auch daheim in Schwarzhofen, freilich ohne ein Honorar zu nehmen. Eigentlich hätte er das gar nicht tun dürfen. Die diesbezügliche amtliche Verwarnung aber übergang er einfach. Sie schien ihm bloße Schikane zu sein.

Hier trifft man wieder den echten Ringseis an, der entschlossen zupackte, wo es galt. Das entsprach seiner ganzen Wesens- und Charakteranlage. Hinzu kam für ihn noch ein anderes: das Ethos des Arztes, dort zu helfen, wo er helfen, heilen und lindern konnte. Angesichts dieser Verpflichtung blieb ihm die Frage, ob sein Praktizieren erlaubt sei oder nicht, ganz und gar zweitrangig, zumal die medizinische Versorgung auf dem Land ohnehin nicht die beste war. Zugleich lag in allem echtes menschliches Mitleid. Von Anfang an war Ringseis gerade hier sehr sensibel. Wohl nicht zuletzt deshalb faßte man immer sehr schnell Vertrauen zu ihm, als Mensch und als Arzt.

Im März 1812 wurde Ringseis promoviert, und zwar zusammen mit seinem jüngeren Bruder Sebastian, der mit ihm in Landshut Medizin studiert hatte. Beide traten noch im selben Jahr eine Studienreise nach Wien an. Beide teilten auch dieselbe Begeisterung für ihren Beruf. Und als sie das Jahr darauf zurückgekehrt gegen den Typhus zu Hilfe gerufen wurden, Ringseis nach Vohenstrauß, Sebastian nach Regensburg, traten sie, ohne zu zögern, diese Stellen an. Sebastian erlag bereits einen Monat später, am 9. Februar 1814, selber der Seuche. Ringseis aber verwand diesen frühen Tod des Bruders nie so recht.

Bereits im Mai reiste er wieder, diesmal nach Berlin zu Savigny. Ringseis fühlte sich dort sichtlich wohl, vor allem unter den Freunden um Savigny, Künstlern und Gelehrten, wie Arndt, Schinkel, Eichhorn, den Brüdern Tieck, Gerlach, Laroche, Niebuhr, Alberti. Auch Bettine, die inzwischen Arnim geheiratet hatte, und Clemens Brentano traf er hier wieder. In diesen Kreisen ging es oft hoch her. Dafür sorgte schon Brentano. Auch Ringseis konnte sich dann mit ganzer Kämpfernatur ins Gespräch werfen. Dabei hatte er wohl so manchemal seinen streng katholischen Standpunkt zu verteidigen. So legte man ihm seinen Namen kaum zufällig in „Rings-Eisen“ aus, und meinte damit seine Prinzipientreue und Verlässigkeit. Natürlich waren die Brentanos darauf gekommen. Es spiegelte sich darin aber die ganze anerkennende Freundschaft wider, die Ringseis in Berlin genoß.

Insbesondere Clemens Brentano forderte immer wieder diese sprühende Kampfeslust heraus, vor allem wenn es um die wahre religiöse Gesinnung ging, die in diesem letztlich romantisch geprägten Kreis heiß diskutiert wurde, gerade auch im Zusammenhang mit Kunst und Wissenschaft. Ringseis aber legte dabei eine Wendigkeit und einen Einfallsreichtum zutage, daß ihm nicht einmal Clemens Brentano mehr überkommen konnte. Brentanos endgültige Rückkehr zur Kirche erfolgte erst später. So gab ihm Ringseis hier einen trefflichen Widerpart ab. Beide stritten einmal so lebhaft, daß Clemens, halb im Unmut, halb im Scherz, einen Band Stolbergs an die Wand warf. Mit einer gewissen Heiterkeit erinnerte sich Ringseis, daß Clemens immerhin noch manierlicher gewesen sei als sein Bruder Christian, der ihm, als er ihn in Frankfurt besuchte, die Bibel über den Tisch hinweg an den Kopf geworfen habe. Ringseis nahm nichts übel. Clemens aber schrieb ihm zum Abschied von Berlin ins Stammblatt, er hätte mit dem Buch nicht geschmissen, wenn er ihm nicht

immer so über den Kopf gesprungen wäre, – eine unbedingte Anerkennung an Ringseis also.

Savigny hatte Ringseis bei den ersten Berliner Ärzten eingeführt. Es mußte ihm schmeicheln, daß man ihn nun behalten wollte. Offenbar hatte Ringseis von Anfang an den akademischen Lehrberuf angestrebt, und zwar an einer bayerischen Universität. Der noch einmal aufflammende napoleonische Befreiungskrieg aber machte zunächst alles hinfällig. Denn Ringseis meldete sich als freiwilliger Feldarzt und verließ im April 1815 Berlin.

Im August 1815 traf er in Montargis ein, wo das bayerische Hauptquartier war, Ende Oktober in Paris. Im Frühjahr 1816 kehrte er nach München zurück. Nach all den Wanderjahren wollte er sich nun endgültig niederlassen, machte seine Staatsprüfung und begann wenig später eine eigene Praxis. In der Münchener Gesellschaft faßte er schnell Fuß, auch mit seinem kampfeslustigen Katholizismus. Allerdings war Ringseis zu dieser Zeit in ein Extrem abgeglitten. Die Erweckungsbewegung um Goßner, Boos und Lindl, die auch in Bayern hervortrat, gab hier den Ausschlag. Diese neue Mystik hatte neben ihrer unhaltbaren Schwärmerei, ihrem phantastischen Wunder- und Dämonenglauben zugleich beträchtliche kirchlich-separatistische Tendenzen. Bürge für ihre Richtigkeit aber schien Ringseis Sailer zu sein. Sein Brief an Savigny vom Mai/Juni 1816 ist hier bezeichnend. Religiöser Überschwang, dazu aber größte Leichtgläubigkeit mochten dabei mitgespielt haben. Erst ein äußerst scharf gehaltener Brief Sailers brachte ihn zur Besinnung. Und mit größter Freimütigkeit bekennt sich Ringseis in seinen Lebenserinnerungen zu dieser Verirrung.

Die spätere Lebensfreundschaft mit Sailer war dadurch nicht getrübt. Alleiniges Maß blieb für Ringseis nun Sailers ausgewogenes Christentum. So war es auch, wenn er später vor den Studenten bei allen naturwissenschaftlichen Überlegungen sein katholisches Bekenntnis offen vertrat. Allerdings konnte er nie eine gewisse Schlagseite für Erscheinungen des Wundersamen oder Dämonischen ablegen. Hier war er zu sehr seiner Zeit verhaftet, die hierfür sehr empfänglich war und solcher Übernatürlichkeit vielleicht sogar bedurfte nach der strengen Rationalität der Aufklärung, nicht zuletzt um den eigenen Glauben abzustützen und auch äußerlich greifbar zu halten. Für Ringseis aber ist dabei typisch, daß er geoffenbarte Religion und empirische Naturwissenschaft nicht immer klar genug schied, was ihm vor allem später viele Mißverständnisse, auch Feindschaften eintrug. Freilich trafen hier schließlich zwei Weltbilder aufeinander: das religiös-katholische und das empirisch-positivistische. Die ganze zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts war letztlich durch diese geistige Auseinandersetzung bestimmt.

Zunächst aber, in der ersten Jahrhunderthälfte, prägte sich die Bewegung der katholischen Restauration aus, die freilich mit ihrem programmatischen Versuch, die Gegenwart von der Vergangenheit her zu erneuern, in der Malerei, Kirchenmusik, Literatur, auch bildenden Kunst, nur Episode sein konnte. Das hier obwaltende, betont katholische Prinzip war anfangs ganz von der weiten und geistig offenen Irenik Sailers geprägt, mündete aber bald in die Verengung des Ultramontanismus. König Ludwig I. fühlte sich hier als berufener Schutzherr. Ringseis aber gehörte zum vertrauten Kreis um den König.

Beide lernten sich auf den drei Italienfahrten kennen, auf denen Ringseis den Kronprinzen als Leibarzt begleitete. Es waren typische Romantikerreisen ins gelobte Kunstland. Ludwig legte von Anfang an auf strenge Etikette keinen Wert. Mit Ringseis verband ihn gerade die freimütige Art, mit der dieser seine Meinung in allen weltanschaulichen, künstlerischen und politischen Fragen vertrat und dabei auch nichts von seinem gewohnten Temperament zurücknahm. Bereits auf der zweiten Reise hatte er

ihm den Beinamen „der Muckerl“ gegeben. Ringseis weiß von diesen Reisen auch manche köstliche Szene zu berichten. Höhepunkt und Abschluß der ersten Fahrt bildete das vielbeschriebene Künstlerfest in Rom, am 29. April 1818, zu Ehren des Kronprinzen, vor allem mit den Nazarenermalern Overbeck, Cornelius, Koch, Schnorr den Brüdern Schadow und Veit, Eberhard, Ruhl.

Nach München zurückgekehrt nahm Ringseis die Stelle eines leitenden Arztes am Allgemeinen Krankenhaus an. Dazu wurde er noch 1818, auf Betreiben Ludwigs, zum Medizinalrat des Isarkreises ernannt und unterhielt außerdem eine große Stadtpraxis. Für Ludwig hatte er zugleich private Aufträge, vor allem in Kunstangelegenheiten, auszuführen. Nicht zuletzt das in Italien Erlebte und Besprochene war hier der Hintergrund. So machte man auch Ringseis nicht von ungefähr den Vorwurf, er habe den Kronprinzen mit seiner Begeisterung für die Nazarenermalerei und deren spezifisch religiöses Kunstideal beeinflusst. Darin lag etwas Wahres. Nicht zuletzt Ringseis verhalf in den folgenden Jahren dieser neuen Richtung in München, schließlich auch an der Akademie zum Durchbruch. Die Berufung von Cornelius an die Akademie im Jahr 1824 war sein Werk.

Allerdings darf man den Einfluß, den Ringseis auf Ludwig hatte, nicht überbewerten. Zweifellos stand er ihm nahe wie wenige, und zwar zeitlebens. Er war sich aber der Grenzen bewußt, die hier gesetzt waren, auch daß deren Gründe in der streng autokratischen Herrscherpersönlichkeit Ludwigs selbst lagen. Ringseis vertrat aber seine Ansichten immer mit unerschrockener Offenheit. Er war nie ein Höfling. Ganz im Gegenteil. Und er hatte sich auch nie vom Wohlwollen Ludwigs abhängig gemacht. Wohl vor allem diese Geradheit und Treue zu sich selbst schätzte Ludwig an ihm. Er ließ sich von ihm jede Kritik gefallen, auch in sehr persönlichen Dingen, die Ringseis zwar feinfühlig und taktvoll – kannte er doch Ludwigs sensibles und bewegliches Gemüt –, aber unmißverständlich direkt vortrug.

So war die Einladung zur zweiten und dritten Italienreise 1820/21 und 1823/24 an Ringseis auch irgendwie selbstverständlich gewesen. Hauptaufenthalt waren dabei immer Rom und Palermo. Die zweite Italienfahrt brachte vor allem ein Ergebnis: die römische Rehabilitierung Sailers. Auch hier lief der Schriftverkehr größtenteils über Ringseis, so wie ihm überhaupt schon in diesen Jahren die Vermittlerrolle für Vieles zukam und man immer ihm schrieb, wollte man Ludwig erreichen. Auf der dritten Fahrt wurde Ringseis bereits von seiner Frau begleitet. Er hatte sich am 28. März 1822 mit Friederike von Hartmann verheiratet, die er im Haus des Staatsrats von Kobell kennengelernt hatte.

Im Jahr 1824 wurde Ringseis zum außerordentlichen Mitglied der Akademie der Wissenschaften und zum Professor an der neu errichteten medizinischen Lehranstalt berufen. Mit dieser Ernennung begann seine akademische Laufbahn. Ringseis hatte die Eröffnungsrede übernommen. Auch die Rede zur Eröffnung der von Landshut nach München verlegten Universität am 15. November 1826 hielt er. Diese Verlegung war ja vor allem seine Idee gewesen. Jedenfalls hatte er dem Kronprinzen erstmals ausdrücklich davon gesprochen, und zwar schon auf der ersten Italienfahrt. Ludwig hatte inzwischen, im Oktober 1825, den Thron bestiegen. Er hatte Ringseis für die geistige Ausrichtung der Universität maßgeblich zu Rate gezogen. Ringseis selber übernahm eine Professur an der medizinischen Fakultät.

Die erste wirklich bedeutende öffentliche Rede hielt Ringseis beim Antritt seines Rektorats an der Universität im Dezember 1833. In Anlage und Ausrichtung war diese Rede eine klassische Programmrede der katholischen Restauration und zugleich für das Denken von Ringseis charakteristisch. Er skizzierte in ihr nichts weniger als das

geistige Gesamtkonzept einer in allem wirkliche Lehrfreiheit besitzenden, aber grundsätzlich an der christlichen Wertordnung orientierten Universität, die ihrerseits nur wieder Ausdruck, geistige Mitte und Höhe des sie tragenden organischen christlichen Staates war. Tatsächlich wurde dieses Ideal bewußt verfolgt, insbesondere durch die Neuberufungen, vor allem in den geisteswissenschaftlichen Fächern, etwa eines Baader, Schelling, Lasaulx, Möhler, Klee, Phillips, Schubert und Görres, dessen Ernennung wieder ausschließliches Verdienst von Ringseis war.

Hinter allem stand das Anliegen der Wiederherstellung eines geschlossenen christlichen Weltbildes. Ringseis trug hier nichts anderes vor als das Kernanliegen der katholischen Restauration insgesamt, wenn auch spezifiziert auf die Universität. Es war die Antwort auf Säkularisation und Aufklärung. Er selber wies sich damit als typischer Vertreter der Restauration aus, der er letztlich lebenslang blieb, auch als sich die politischen und kirchlichen Verhältnisse längst gewandelt hatten.

Es liegt auf der Hand, daß hier der Gegenangriff der andersgerichteten Kräfte nicht ausblieb. Freilich konnten sie zunächst nur Zwischenspielcharakter haben. Aber sie traten in der liberal gesinnten Landtagsopposition immerhin so heftig hervor, daß Schenk 1831 als Innenminister zurücktreten mußte. Nach außen hin tritt man um Detailpolitisches, eigentlich aber ging es um diese geistesgeschichtliche Kontroverse zwischen christlich-katholischer und säkular-positivistischer Welthaltung. Ringseis hatte hier eine eindeutige Position bezogen. Sie entsprach seiner persönlichen Glaubensüberzeugung. Durch seinen Einfluß und seine Stellung aber wurde er so von selber immer wieder Mittelpunkt der Auseinandersetzung.

Ungewöhnlich scheint dabei nur, daß er sich gerade als Naturwissenschaftler in diese Diskussion mischte und daß nicht zuletzt er es war, der sie in München in Gang hielt, vor allem an Akademie und Universität. Wieder liegt hier der Grund in seiner persönlichen Eigenprägung, in seiner Glaubenshaltung und seinem kämpferischen Temperament, mit dem er sich schließlich, auch mit einem gewissen Fanatismus, dem politischen Katholizismus und strengen Ultramontanismus der Görres-Partei verschrieben hatte. Zweifellos hätte sich Ringseis viele Streitereien, selbst persönliche Anfeindungen und Intrigen, etwa durch Hormayr, ersparen können. Letztlich aber war er hier in seinem Element: zu zeigen, daß sich Vernunft und Religion, Naturwissenschaft und Offenbarungsglaube nicht ausschließen. So schlug er in seinem theoretischen wie praktischen Unterricht immer erneut die Brücke zur Religion, und vor allem der Nachdruck seiner persönlichen Überzeugung brachte ihm die Verehrung der Studenten ein.

Beispiel ist hierfür gerade sein 1841 erschienenes „System der Medizin“, eine Art Kompendium mit dem erklärten Ziel der Restauration der medizinischen Theorie und Praxis, in dem aber Medizin, Philosophie und Theologie eine sonderbare Einheit eingehen. Hier trifft man auf die unverwechselbare Handschrift Ringseis'. Görres bedachte das Werk mit einer sehr anerkennenden Rezension. Dazu wurde Ringseis, nach dieser ersten größeren wissenschaftlichen Veröffentlichung, 1842 zum ordentlichen Mitglied der Akademie bestellt. Aber man stößt im „System der Medizin“ zugleich auf die unbedingte Schwäche seines ganzen Denkansatzes: ein heute unhaltbar anmutendes und in einem letzten Sinn unsachliches Zusammenspannen und Ineinandersetzen zweier verschiedener Wissenschaftsbereiche. Dabei bleibt es aber das ungebrochene Verdienst von Ringseis, daß er auch in aller naturwissenschaftlichen Forschung das christliche Menschenbild berücksichtigt wissen wollte, auch daß er, wie wenige seiner Zeitgenossen, die Wechselwirkung des Leiblichen und Seelischen geltend machte, bis hin zu seinem Bekenntnis, daß alle Krankheit des Menschen ihren

Ursprung in seiner Sündigkeit habe, ein Bekenntnis, das sich allerdings in rein medizinisch-naturwissenschaftlichem Zusammenhang wieder sehr fremdartig ausnehmen muß.

Damit aber gab er anderseits nur wieder einer Tendenz seiner Zeit nach, freilich auch seiner persönlichen Vorliebe, seine religiöse Überzeugung mit seinem Lehrberuf zu verbinden und zugleich in Verbindung mit den übrigen Wissenschaften zu setzen. Auch in solchem Zusammenschauen lag zweifellos ein Verdienst, aber Ringseis überspannte den Bogen in manchem. Allerdings tat er das nie auf Kosten der medizinischen Forschung. Insofern war das Schimpfwort, er sei ein „Mystiker“, der den Kranken, statt sie zu behandeln, das Evangelium auflege und sie exorziere, völlig unberechtigt. Darin spiegelte sich aber eben der ganze weltanschauliche Kampf wider.

Ringseis war mit Leib und Seele Arzt. Das merkte man vor allem auch seinem Unterrichten an. Er brachte seinen Schülern größte Geduld entgegen, aber zu oft durften sie nicht unvorbereitet zu ihm kommen. Hier konnte er scharf reagieren. Und er war bekannt für seine kurzen, sarkastischen Zurechtweisungen. Dahinter stand sein ärztliches Verantwortungsbewußtsein, das er auch den Studenten vermitteln wollte. Wirklich war Ringseis hier selber ein Vorbild, vor allem was den menschlichen Umgang mit den Patienten betraf. Es gab kaum eine Arbeit im Krankenhaus, die er nicht auch selbst getan hätte. Oft genug half er beim Umbetten der Schwerkranken und teilte die Ruhe und Zuversicht, die er selber ausstrahlte, der ganzen Umgebung mit. Hier zeigte Ringseis eine echte menschliche Größe, ein feines Gespür für das im Augenblick Nötige in Wort und Geste, ein verstehendes Mitempfinden, das dankbar aufgenommen wurde.

Ringseis war bekannt für seine treffsichere Diagnose. Sie brachte ihm Patienten aus den allerhöchsten Kreisen zu. Seine Praxis aber war grundsätzlich niemanden verschlossen. Gerade von Ärmern nahm er nie ein Honorar und ließ sich auch die verordnete Medizin nicht bezahlen, selbst wenn sie teuer war. Hier gab es für ihn in der Behandlung keinen Unterschied. Auch arme Studenten unterstützte er finanziell. Für ihn waren diese Dinge irgendwie selbstverständlich. Er erntete dafür warme und treue Dankbarkeit, schließlich auch den Ruf, er sei der Arzt für Leib und Seele, ein Wort, dem diesmal kein abwertender Sinn unterlegt wurde.

Einen Ruhepol besaß Ringseis daheim, in seiner Familie. Die Ehe mit Friederike war glücklich und erfüllt. Er sprach nur immer von „seiner Friedel“. Sie hatte auch in sein bisheriges Junggesellenleben eine haushälterische Ordnung und Stetigkeit gebracht. Im Jahr 1829 war schließlich das langersehnte Kind geboren worden, ein Mädchen, Marie, zwei Jahre später Emilie und 1833 Bettina. Ringseis' Haus, eine Dienstwohnung neben dem Krankenhaus am Sendlinger Tor, wurde nun immer mehr zum Mittelpunkt eines weitverzweigten Kreises von Freunden, unter ihnen vor allem Schubert, Emilie Linder, Clemens Brentano, Phillips, Schlotthauer, Cornelius. Im Sommer wanderte man die Isarauen hinauf, oft bis Thalkirchen, die Winterabende verbrachte man mit Vorlesen, auch mit Hauskonzerten, meist mit Ett. In diesem Kreis waren ganz die Ideen der katholischen Restauration lebendig und aller damit verbundene Aufschwung, aber eben auch eine freie und unbefangene Fröhlichkeit, wie sie dem Wesen von Ringseis und Friederike entsprach. Vor allem Ringseis selber war ein ausgezeichneter Gesellschafter und Unterhalter und darin in seiner Weise ganz Clemens Brentano ähnlich. Diese Hausgesellschaften waren schließlich ebenso sprichwörtlich wie die bei Görres oder Emilie Linder. Keine bedeutendere Persönlichkeit Münchens fehlte hier.

Daß damals in München allgemein ein ungezwungener Ton herrschte, bestätigte

auch Lorinser, der spätere Breslauer Domherr. Einmal machte er zusammen mit der Familie Ringseis einen Ausflug und wunderte sich nicht wenig, als Ringseis schon nach kurzer Fahrt im offenen Wagen mit seiner kräftigen Stimme zu jodeln und bayerische Schnaderhüpfl zu singen begann. Der nächsten Umgebung war das nicht fremd. Schon auf den Italienfahrten hatte Ludwig Ringseis immer wieder aufgefordert, eines seiner Lieder zu singen. Lorinser freilich empfand dieses Münchener Leben als angenehmen Kontrast zum steifen und langweiligen Wesen in Norddeutschland, wie er später schrieb.

Zweifellos war Ringseis lange Zeit eine der populärsten Persönlichkeiten Münchens. Und das Bild, daß er selbst noch zu Pferd las, in der einen Hand die Zügel, in der andern das Buch haltend, war stadtbekannt, ähnlich dem Clemens Brentanos mit seinem schwarzen Schlapphut. Für Ludwig I. war Ringseis so etwas wie ein Verfechter seines geistig-ideellen Regierungsprogramms. Er hatte ihn 1825 als Obermedizinalrat ins Ministerium berufen, wo Ringseis für das Gesundheitswesen ganz Bayerns verantwortlich war und eine ausgedehnte Medizinalreform durchführte; verlieh ihm 1834 den Zivilverdienstorden, mit dem die Adellung verbunden war, und ernannte ihn 1837 zum Ministerialrat. Die Universität wählte ihn im selben Jahr als ihren Vertreter in die Ständekammer.

Hier zeigte Ringseis ein sehr waches Gespür für alle sozialen und wirtschaftlichen Fragen, aber eben auch wieder sein unerbittliches Kämpfertum, so etwa, wenn er eintrat für die finanzielle Aufbesserung der Universitäten, die Abschaffung des staatlichen Lotto, für die Fixierung der Zehentabgaben in der Landwirtschaft und gegen den aufkommenden Wirtschaftsliberalismus, schließlich für die Wiederherstellung der Klöster und Einführung der Barmherzigen Schwestern. Auch hier erntete er den Titel „Mystiker“, deklarierte man seine Reden als „Kapuzinerpredigten“ und meinte damit seinen strengen Katholizismus, mit dem er noch dazu ein treuer Anhänger der Monarchie war. Trotzdem blieb Ringseis in der Kammer nicht erfolglos. So hatten die Barmherzigen Schwestern 1832 schließlich das Krankenhaus übernommen und sich von München aus über ganz Bayern verbreitet.

Die Verdienstlichkeit des Ordens wurde nachher immer wieder geschmäht. Freilich drückte sich darin nur die Frontstellung aus, die man gegen Klöster, Orden und Kirche überhaupt hatte. Auch hier griff Ringseis, wie zu so vielen Themen, zur Feder, zwar sachlich, aber oft ätzend scharf und immer lebendig durch seine Kernsprache, auch durch seine schneidenden Glossen über Personen und Verhältnisse. So lesen sich seine Aufsätze, meist in den Historisch-Politischen Blättern veröffentlicht, recht kurzweilig, sieht man einmal von dem zeitgebundenen weitschweifigen Sprechton ab.

Diese Kämpfe, in denen man immer zugleich seine Person angriff, konnten Ringseis letztlich nichts anhaben. Er war hier im Element. Die Ereignisse der Jahre 1847/48 aber setzten ihm persönlich sehr zu; zuerst die Affaire um Lola Montez, dann die März-Revolution, schließlich die Abdankung König Ludwigs. In allem hatte Ringseis eine klare Haltung bewahrt. So etwa kommentierte er die Solidaritätserklärung der Universität Abel gegenüber, der der Montez das bayerische Indigenat verweigert hatte, mit den Worten, jeder persönliche Nachteil müsse hier zurückstehen vor der Forderung der Sitte und Ehre. Ludwig hatte hierauf auch alle Professoren entlassen, bis auf Görres und Ringseis. Über ihn soll er, bezeichnend genug, gesagt haben: „Der Muckerl meint es gut, er hat mir schon oft bittere Wahrheiten gesagt.“ Vor allem als Ludwig selbst zurücktrat, wußte Ringseis, daß damit auch die große Zeit für Bayern vorüber war, insbesondere auch angesichts der Märztage und ihrer Wirkungen.

Trotzdem vergab Ringseis seiner bisherigen Haltung nichts, auch wenn er nun wohl

in manchem die Vergeblichkeit einsah. Bekannt aber war sein Wort, wenn er wieder einmal hart angegriffen und zum Widerruf aufgefordert worden war, er nehme vom Gesagten kein Jota zurück. Hier hat man wieder den ganzen Ringseis vor sich, mit seiner ungeheuren Zähigkeit und Willensenergie. Allerdings prägte er nun einen extremen Konservatismus aus, der nicht zuletzt religiös begründet war. Eine gewisse Altersstarrheit mochte dabei mitgespielt haben, aber eben auch seine geistige Grundmaxime der Prinzipientreue. Andererseits wird diese Opposition auch wieder erklärbar, vor allem angesichts des immer schärfer hervortretenden, für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts typischen geistigen Zwiespalts zwischen Welt und Kirche. Dem heraufziehenden Materialismus begegnete die Kirche mit einem starr fixierten Katholizismus, und ließ sich schließlich in die bekannte Ghettohaltung drängen. Das I. Vatikanische Konzil war gerade auch unter diesem Gesichtspunkt bezeichnend. Es markierte eine verhängnisvolle Engführung.

Ringseis bekam die neue Richtung auch unmittelbar selbst zu spüren. Im Frühjahr 1852 entthob man ihn seines Amtes am Krankenhaus und nahm ihm auch das Personalreferat am Ministerium, mit der lapidaren Begründung seines vorgerückten Alters. Ringseis mußte auch seine Wohnung räumen. Empfindlich traf ihn, daß er deshalb seine Mineraliensammlung verkaufen mußte. Sie war vorzüglicher als die beiden Münchener Staatssammlungen, denen sie schließlich einverleibt wurde. Auch einen Teil seiner Bibliothek, die mit ihren 10000 Bänden auch alle medizinischen Hauptwerke, zurückreichend bis zum Jahrhundertanfang, umfaßte, gab er ab. Im Mai 1853 war die Familie in die Theatinerstraße umgezogen.

Im selben Jahr ließ Ringseis seine 136 Thesen erscheinen, als gedrängte Kurzformel seines ärztlichen Denkens, gleichsam sein wissenschaftliches Lebensbekenntnis, mit dem er gezielt den entstellenden Angriffen seiner Gegner wehren wollte. An der Universität standen die Fronten einander schroff gegenüber. König Maximilian II. hatte viele auswärtige Professoren berufen. Sie brachten zwar einige nottunende Bewegung nach München, aber eben auch einen betont antibayerischen Zug, dazu das Bewußtsein, für Aufklärung und Aufbesserung an der Universität sorgen zu müssen. Verständlich, daß die „Nordlichter“, wie man sie nannte, meist Protestanten, das religiöse und patriotische Gefühl verletzten. Freilich lagen die Vorbehalte der Konfession, noch dazu in dieser Zeit konfessioneller Parteilichkeit, dazu des unterschiedlichen nationalpolitischen Denkens und entgegengesetzten Wissenschaftsbegriffs, auf beiden Seiten, wobei der König zu den Neuberufenen hielt, vor allem zu ihrem Hauptpräsentanten Dönniges, der sich zugleich auf eine recht geschickte Diplomatie am Hof verstand.

Auf diesem Hintergrund wird die Rede, die Ringseis beim Antritt seines zweiten Rektorats im Dezember 1855 hielt, verständlich, auch ihre Wirkung. Er machte darin mit der ganzen ihm eigenen Direktheit seinen Standpunkt geltend, der in eine schier vernichtende Kritik des neuen Zeit- und Wissenschaftsgeistes mündete. Die Rede hatte den bezeichnenden Titel: „Über die Notwendigkeit der Autorität in den höchsten Gebieten der Wissenschaft.“ Ringseis stellte dem rein rationalistischen Wissenschaftsbegriff und der daraus gefolgerten positivistischen Welthaltung die Autorität der geöffneten Religion gegenüber. Diese Entgegenstellung, die in ihrem Grundanliegen nichts anderes wollte, als die Naturwissenschaften dort, wo sie aus ihren Prinzipien zugleich ein Weltbild ableiten wollte, auf ihre Grenze hinzuweisen, war berechtigt. Ringseis griff damit nur die moderne Problematik der Frage nach der Autonomie der Wissenschaft auf, ihrer Freiheit bzw. Rückbindung an ihr vorgeordnete Werte, die weder mit ihrem Material- noch Formalobjekt impliziert und daher auch nicht aus ihnen ableitbar sind.

Indem Ringseis hier richtig erkannte, wie dringend und zeitnotwendig eine solche Klärung zwischen wissenschaftlicher Forschung und religiös-ethischer Wertordnung war, bewies er nur wieder, welch feines Sensorium er für die geistige Lage seiner Zeit hatte, die gerade angesichts des Durchbruchs der modernen empirischen Naturwissenschaft und ihrem Gefolge, Industrie und Technik, wie nie zuvor auf diese Frage verwiesen war. Aber die Art und Weise, wie er eine solche Klärung herbeiführen wollte, war verfehlt. Ringseis legte allem ein viel zu eng gefaßtes christlich-katholisches Geistesprinzip zugrunde, das mit seinem falschen Ausschließlichkeitsanspruch dieser Problematik sowie der eigenen Zeit insgesamt nicht mehr gerecht wurde. Das war Ausdruck seines extremen Konservatismus, der schließlich in sich selbst befangen blieb. So konnte man auch seine Rede als reaktionäre Verdammung der modernen Wissenschaft, der wissenschaftlichen Freiheit und der ganzen modernen Kultur mißverstehen. In dieser Deutung lag manches Wahre. Freilich wollte man den an sich berechtigten Ringseis'schen Gedankenansatz, den er noch dazu mit angriffslustiger Agressivität vorgetragen hatte, gar nicht anders verstehen, da er sonst tatsächlich die eigene Position hätte in Frage stellen können.

Wieder gingen die Wogen hoch, noch viel mehr als 1850/51, als Ringseis mit seiner Rede auf Walther den bekannten Akademiestreit mit Fallmerayer ausgelöst hatte. Diesmal trat die Gespaltenheit der Lager noch viel deutlicher hervor. Ringseis zog sich sogar eine amtliche Rüge König Maximilians zu, der ihn vorübergehend auch öffentlich mied und etwa beim Studentenball den obligatorischen Tanz mit Friederike, der Frau des Rektors, unterließ. Dafür suchte ihn Ludwig I. persönlich auf, um ihm für seine Rede zu gratulieren, die nun gedruckt in ganz Deutschland gelesen wurde, freilich mit sehr geteiltem Beifall. Ein wenig resignierend schrieb Ringseis in diesen Jahren: „Dummheit, Neid, Mißgunst, Eifersucht und Religionshaß, wie sie zur Zeit der Charitas Pirkheimer blühten, feiern gegenwärtig in Deutschland ihre, ich weiß nicht wievielte Auflage. Wir haben nichts gelernt und nichts vergessen und verdienen nicht, daß Gott, der Herr, sich nochmals unser erbarme ...“ Hier klingt ganz die bedrückende Seite dieser geistigen Auseinandersetzung an, deren Polarität unaussöhnbar war, nicht zuletzt weil jeder der beiden Positionen eine Engstellung bedeutete.

Zunehmend widmete sich Ringseis nun dem aufkommenden katholischen Vereinswesen. Er wurde ein ausgesprochener Vertreter und Förderer der katholischen Laienbewegung, mit ihrem Ziel der Verchristlichung der modernen Gesellschaft und Arbeitswelt. Das war auch an der Universität so. Nicht zufällig hatte ihm die 1848 gegründete katholische Studentenverbindung Aenania auf seine Rektoratsrede hin eine Dankesadresse gewidmet. Ebenso wenig war es Zufall, daß man Ringseis 1861 zum Vorstand des Organisationskomitees für den Münchener Katholikentag machte. Schon 1853 hatte er den Katholikentag in Wien besucht, 1859 in Freiburg. Auf dem Münchener und auf dem nächstjährigen in Aachen hielt er selber Vorträge mit der jeweils für ihn typischen Thematik über die naturwissenschaftliche Auffassung des Wunders und über die Vereinbarkeit von Glauben und Vernunft, von Wissen und Offenbarung.

1862 beging Ringseis sein 50jähriges Doktorjubiläum. Die Universität feierte ihn, Ludwig I. lud ihn zu Tisch, eine um so größere Auszeichnung, als dies eigentlich gegen die Etikette verstieß; König Maximilian II. verlieh ihm das Komturkreuz des Zivilverdienstordens. 1865 feierte Ringseis seinen 80. Geburtstag und erhielt vom neuen König Ludwig II. für seinen 50jährigen Staatsdienst den Ludwigsorden. Aber erst 1871 bat er um den endgültigen Ruhestand vom Ministerium. Ludwig II. überreichte ihm nun das Großkomturkreuz des hl. Michael.

Überhaupt häuften sich die Orden und Auszeichnungen während der letzten Lebensjahrzehnte, für Ringseis ein Zeichen der Anerkennung, aber eben auch des Alters. Noch aber war seine Lebendigkeit und Rüstigkeit nahezu sprichwörtlich. So hatte er 1866 das katholische Kasino mitbegründet und hielt darin seine letzten feurigen Reden. Den Vorsitz gab er aber bald auf. Immer mehr zog er sich nach Tutzing am Starnberger See zurück, wo er 1865 ein Landhaus gekauft hatte und mit der Familie regelmäßig den Sommer verbrachte. Die dem See zugewandte Hausseite zeigt noch heute die großflächige Giebelmalerei, die er hatte anbringen lassen und auf der der Maler auch ihn selbst mit seinen unverkennbaren Gesichtszügen dargestellt hatte.

Recht bedrückend aber waren für Ringseis die Kriege von 1864 und 1866 und schließlich von 1870/71. Und recht betroffen machte ihn auch der Tod vieler naher Freunde, etwa von Lasaulx 1861 und König Ludwig I. 1866. Auch die durch das erste Vatikanische Konzil ausgelöste Frontenbildung innerhalb der Kirche verletzte ihn tief, vor allem die Haltung Döllingers in München. Gegen ihn trat er 1872 mit seiner „Ehrenrettung der Hochschule Ingolstadt“ auf, die Döllinger in einem Vortrag hart angegriffen hatte. Aus diesem letzten großen öffentlichen Aufsatz sprach nicht nur Ringseis' Wahrheitsgewissen, mit dem er sich zeitlebens für so vieles verpflichtet gefühlt hatte, sondern vor allem auch seine Vorliebe für die Universität und seinen Professorenberuf. So zögerte er auch nicht, ein persönliches Bekenntnis für Sailer abzulegen, als man damit an ihn herantrat, um den in der Hofbauer-Biographie von Michael Haringer ausgesprochenen Vorwurf, Sailer sei ein Deist gewesen, zu widerlegen.

Freilich war Ringseis jetzt bereits 92 Jahre alt und nahezu erblindet. Er konnte dieses Zeugnis für Sailer nur mehr mit fremder Hilfe anfertigen. Sehr deprimiert hatte ihn die zunehmende geistige Umnachtung Friederikes, die praktisch während der letzten zehn Lebensjahre nichts mehr im Haushalt arbeiten konnte. Sie war im Oktober 1877 gestorben. Von da an war Ringseis' Gesundheit endgültig gebrochen.

Daß die fast eineinhalb Jahrzehnte dauernde, teilweise aufreibende Pflege der Eltern die Kraft der drei Töchter, die unverheiratet blieben, oft überforderte, ist menschlich verständlich. Dieses offene Bekenntnis in den vierbändigen Erinnerungen von Emilie Ringseis, die die ersten beiden Bände noch unter dem Diktat des Vaters geschrieben hatte, zeichnet diese nur aus, wenngleich sie auch immer wieder betonte, mit welcher Geduld Ringseis die vielen Demütigungen des Alters ertragen hatte. Später hatte man auch immer wieder eine Barmherzige Schwester beigezogen.

Den 95. Geburtstag am 16. Mai 1880 feierte man noch in München. Am 22. Mai starb Ringseis. Man überführte ihn nach Tutzing, wo er neben Friederike auf dem direkt am See liegenden Dorffriedhof, nahe dem Kircheneingang, begraben wurde, in der Kleidung des Dritten Ordens. Der Grabstein, eine marmorne Pieta, war das Werk des Tirolers Beyrer. Dazu hatte man die Hiobworte einmeißeln lassen: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt.

Heute sind die Grabplatten von Ringseis und Friederike in der Familiengruft angebracht, wo auch die drei Töchter, Marie, Emilie und Bettina, bestattet sind. Diese Gruft und die darüber errichtete Kapelle gehört den Missionsbenediktinerinnen, die dank Schenkung, auch reicher finanzieller Mittel, durch die Ringseistöchter ihr Kloster auf dem ehemaligen Ringseisgrund errichten konnten und das dazugehörige Krankenhaus und die Realschule führen.

WERKE VON RINGSEIS (Auswahl):

De doctrina Hippocratica et Browniana inter se consentiente et se explente, edidit et praefatus Dr. A. Röschlaub, Nov. 1813. – Ueber die Würde der Wissenschaft. Eine Antrittsrede gehalten den 21. November 1826, München 1826. – Ueber den revolutionären Geist auf den deutschen Universitäten. Eine Antrittsrede gehalten am 18. Dezember 1833, München 1833. – System der Medizin. Ein Handbuch der allgemeinen und speziellen Pathologie und Therapie. Zugleich ein Versuch der Reformation und Restauration der medizinischen Theorie und Praxis, Regensburg 1841. – Die Münchener barmherzigen Schwestern und ihre Schmäher, München 1848. – Rede zum Andenken an Geheimrath und Leibarzt Dr. Philipp Franz von Walther in der zur Feier des Allerhöchsten Geburtstages Sr. Majestät des Königs am 27. November 1850 abgehaltenen öffentlichen Sitzung der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften, München 1851. – Vorwort nebst 136 Thesen aus seinen Vorträgen über allgemeine Pathologie und Therapie (System der Medizin), Erlangen 1853. – Ueber die Nothwendigkeit der Autorität in den höchsten Gebieten der Wissenschaft. Rede an die Studierenden der kgl. Ludwig-Maximilians-Universität, München 1855. – Übe die naturwissenschaftliche Auffassung des Wunders und die kulturgeschichtliche Bedeutung Roms, in: Historisch-Politische Blätter 48 (1861) 602–618. – Vortrag des Herrn v. Ringseis bei der Generalversammlung in München, in: Historisch-Politische Blätter 50 (1862) 756–763. – Ehrenrettung der Hochschule zu Ingolstadt gegenüber dem Herrn Universitätsrektor von Döllinger. Zur Feier des 400jährigen Bestandes der Ludovico-Maximiliana, München 1872. – Nochmals Ringseis über Sailer, in: Historisch-Politische Blätter 82 (1878) 581–588.

LITERATUR:

Erinnerungen des Dr. Johann Nepomuk v. Ringseis, gesammelt, ergänzt und herausgegeben von Emilie Ringseis, Bd. 1–4, Regensburg und Amberg 1886–1891. – B. Ringseis, Dr. Joh. Nep. von Ringseis, Kgl. Bayer. Geheimrat, Obermedizinalrat und Universitätsprofessor. Ein Lebensbild, Regensburg 1909. – B. Lang, Dr. Johann Nepomuk von Ringseis (1785–1880). Der große Verteidiger der katholischen Kirche (Kleine Lebensbilder Bd. 30), München 1931. – K. Berg, Johann Nepomuk von Ringseis. Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik, Bruchsal 1932. – B. Lang, Katholische Männer. Eine Apologie in Lebensbildern, München 1934, 14–23. – H. Fels, Johann Nepomuk von Ringseis, ein Arzt, Dülmen 1936. – G. Lindermayr, Dr. Johann Nepomuk von Ringseis. „Der Ritter ohne Furcht und Tadel“. 1783–1880. Sein Leben und Wirken, Landsberg 1950. – F. Babinger, Der Akademiezwist um Jakob-Phillip Fallmerayer (1851). Ein Beitrag zur Geschichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften unter Maximilian II. (Bayerische Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-Historische Klasse, Sitzungsberichte Heft 5), München 1959. – W. J. Bekh, Johann Nepomuk von Ringseis. Arzt, Romantiker und bayerischer Patriot, in: H. Schindler (Hg.), Bayern für Liebhaber, München 1973, 228–242. – H. Goerke, Johann Nepomuk von Ringseis und die Medizinalreform in Bayern, in: Bayerisches Ärzteblatt 32 (1977) 944–950. – H. Kadel, Johann Nepomuk Ringseis. Erlebnisse aus der bayerischen Erweckungsbewegung, Marburg 1981. – R. vom Bruch, R. A. Müller (Hg.), Erlebte und gelebte Universität. Die Universität München im 19. und 20. Jahrhundert, München 1986. – E. Dünninger, Johann Nepomuk von Ringseis in seiner Zeit (Beiträge zur Geschichte und Landeskunde Oberpfalz, Heft 26), Regensburg 1987.